

Alex Sutter

Im Kern enttäuschend

erschienen in: terra cognita. Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration. Heft 1/2002, S. 90-93

[Bei diesem Beitrag handelt es sich um einen Kommentar zu einem Beitrag von Verena Tobler in der selben Nummer von terra cognita.]

Positiv zu vermerken ist, dass „Kultur“ im Ansatz von Verena Tobler nicht undifferenziert an ethnische oder nationale Gruppen gebunden wird, sondern an ökonomische Strukturen, gesellschaftliche Institutionen und soziale Rollen. Darin ähnelt das Konzept der Kernkultur einem handlungsorientierten Kulturbegriff.

Auch scheint es mir durchaus angebracht und sympathisch, das Reden über Kultur am Horizont der weltwirtschaftlichen Ungleichheiten und der damit verbundenen Ungerechtigkeiten neu zu orientieren. Allerdings endet hier auch schon mein Einverständnis. Denn entgegen der wohlmeinenden Absichten seiner Erfinderin führt das Konzept der „Kernkultur“ in der praktischen Anwendung auf den Integrationskontext dazu, eine schematische Polarisierung zwischen „uns“ und den „Anderen“ als Vorurteil zu bestätigen. Verantwortlich sind meines Erachtens eine Reihe von zweifelhaften theoretischen Voraussetzungen und Übereinfachungen, die ins Konzept der Kernkultur eingeflossen sind. In der kritischen Darstellung folge ich dem Gedankengang von Tobler, der bei den *Kernaufgaben* beginnt, diese auf *zwei unterschiedliche Gesellschaftstypen* bezieht, wodurch sich die Kernaufgaben zu *Kernrollen* konkretisieren, denen eine *verbindliche Moral* entsprechen soll.

Grundbedürfnisse und Kernaufgaben: Je abstrakter desto konsensfähiger

Dass jede Gesellschaft eine Reihe von Kernaufgaben zu erfüllen *hätte*, leuchtet ein. Welches genau diese Kernaufgaben sind und wie diese mit sogenannten Grundbedürfnissen zusammenhängen, ob und wie und für wen eine Gesellschaft dieses geforderte Soll verwirklicht: Diese Fragen sind umstritten und empirisch nicht schlüssig zu beantworten. Sie führen in den Dunstkreis von allgemeinmenschlichen, transkulturellen Konstanten. Eine Faustregel sagt, je abstrakter diese daher kommen, desto konsensfähiger seien sie. Dies macht sich die Autorin zunutze: Sie setzt eine Reihe von sehr abstrakten konsensfähigen Funktionen, welche jede Gesellschaft zu erfüllen habe: „Produktion und Kooperation, Verteilung und Solidarität, Schutz und Sicherheit, Erziehung und Ausbildung“. Allerdings sind Zweifel an der Vollständigkeit der Liste angebracht: Wie steht es mit der Geburtshilfe, der Gesundheitsversorgung und der Totenbestattung, und weshalb fehlen die Streitschlichtung oder die politische Organisation? Doch auch bei einer optimalen Vervollständigung bleibt ein grundsätzlicher Vorbehalt: Für sozialwissenschaftliche Analysen können „Grundbedürfnisse“ und „transkulturelle Kernaufgaben“ keine festen Bezugspunkte sein, denn es sind schwankende Grössen, die sich nur allzu leicht für gesetzte Zwecke instrumentalisieren lassen. Bei Verena Tobler besteht der Zweck offensichtlich darin, kernige – sprich wesentliche – von beliebigen Kulturinhalten zu unterscheiden. Doch gehen wir der Reihe nach.

Traditionale und moderne Gesellschaften: ein irreführender Gegensatz

Das Konzept der Kernkultur wird im Rahmen einer Gesellschaftstheorie entwickelt. Tobler kontrastiert zwei Wirtschaftsweisen und entsprechende Gesellschaftstypen: „Kapitalzentren“ und

„Randzonen der Weltwirtschaft“, welche ins Gegensatzpaar von modernen und traditionellen Gesellschaften gefasst werden. Im einen Extrem werden *alle* Kernaufgaben via Lohnarbeit und staatliche Umverteilung erledigt, im andern fallen *alle* der erweiterten Verwandtschaft zu. Das ganze Spektrum zwischen den Extremen, das die realen Gesellschaften ausfüllen, fällt dem Schema zum Opfer. Die beiden Extreme finden sich im realen Leben jedoch nicht. Selbst in der hochkapitalisierten Schweiz bleibt zum Beispiel die Erziehung nach wie vor eine Aufgabe, die grösstenteils im informellen Raum der Haushalte und Spielplätze vonstatten geht. Und sogar in den abgelegensten Dörfern im südlichen Zentralsumatra sind die monetär vermittelten Marktbeziehungen nachweislich vielfältig und nur schwer zu überschauen. Es ist ein krasses Vorurteil, wenn man meint, in den wenig kapitalisierten Randgebieten, wo der Staat oft nur als parasitärer repressiver Apparat anwesend ist, sei etwa die Funktion der Solidarität – um dieses Beispiel aufzugreifen – ausschliesslich an die (erweiterte) Verwandtschaft gebunden. Vielmehr verfügen nichtstaatliche überfamiliale Einheiten wie zum Beispiel lokale Gemeindestrukturen, religiöse oder kultische Organisationen, Altersklassen, kasten- oder zunftähnliche Gebilde etc. oft über bemerkenswerte Nothilfe- und andere solidarische Strukturen.

Die Zweiteilung der Welt in hoch- und nichtkapitalisierte Zusammenhänge macht blind für wichtige Phänomene in schwach kapitalisierten Kontexten. Wenn die zu beobachtende Vielfalt an sozialen Organisationsformen, institutionellen Lösungen und Produktionsweisen über den zweiteilenden Kamm der „Idealtypen“ geschoren wird, so geht dies auf Kosten der Realitätswahrnehmung. Kurzum: Der Dualismus von modernen und traditionellen Gesellschaften ist eine Übereinfachung, welche eine angemessene Analyse von gesellschaftlichen Zuständen verunmöglicht.

Die Kernrollen halten nicht, was sie versprechen

Zur Erinnerung: Unter „Kernkultur“ versteht Tobler jenen Ausschnitt an kollektiv vermittelten Fähigkeiten, Normen und Wertorientierungen, welche in einer bestimmten Gesellschaft der Erfüllung der Kernaufgaben dienen. Die Individuen dieser Gesellschaft seien entsprechend mit einer Reihe verbindlicher Verhaltenserwartungen konfrontiert, die sich in einer Anzahl von gesellschaftsspezifischen „Kernrollen“ bündeln lassen. Diese sind gesellschaftlich relevante Statuspositionen, welche die Rechte und Pflichten der Individuen definieren. Die These ist nun, dass in den modernen Gesellschaften die Kernrollen an die Staatsbürgerschaft, den Beruf und die ökonomische Position geknüpft, während sie in traditionellen Gesellschaften an die familiäre Position, das Alter und das Geschlecht gebunden seien.

Das Konzept der „Kernrollen“ genügt freilich dem Anspruch nicht, die inhaltsleere Vorstellung der Kernkultur im Hinblick auf eine besondere Gesellschaft zu konkretisieren. Denn dies hiesse zu fragen, welche reellen Rechte und Pflichten in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext mit Staatsbürgerschaft, mit ökonomischer Position, mit familiärer Position oder dem Geschlecht tatsächlich verbunden sind. Stattdessen wird der forschende Blick von den sozusagen platonisch durch die beiden Gesellschaftstypen definierten Kernrollen geblendet. Die Praktiken, Institutionen und Rollen, mittelst denen eine abstrakte Kernaufgabe wie „Kooperation“ in einem bestimmten kollektiven Lebenszusammenhang tatsächlich realisiert wird, lassen sich jedoch ebenso wenig a priori bestimmen wie die Grade an Verbindlichkeit, die damit verbunden sind. Vielmehr ist es die Aufgabe der empirischen Sozialwissenschaft, in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext zu analysieren, auf welche Weise „Kooperation“ realisiert wird und welche kulturellen Komplexe (Kommunikationsformen, Normen, Glaubensinhalte, rituelle Praktiken) die strukturierten Formen der Kooperation begleiten, unterstützen und rechtfertigen, aber auch, welche sie relativieren, begrenzen und in Frage stellen.

Dürfen patriarchale Familienformen nicht bewertet werden?

Eine weitere Schwachstelle betrifft die Darstellung der hierarchisch gegliederten Verwandtschafts-, Alters- und Geschlechterrollen. Diese sind ein Merkmal von patrilinearen, männlich dominierten (Gross-)Familiensystemen. Einig gehe ich mit der Autorin darin, dass mit einer zunehmenden Kapitalisierung einer Gesellschaft die Tendenz besteht, dass sich solche hierarchische Familiensysteme allmählich zurückbilden, ja dass sie gar durch Gesetzgebung und andere Massnahmen – wie bei uns in den letzten dreissig Jahren – aktiv abgebaut werden. Nicht einverstanden bin ich jedoch mit der Art und Weise, wie Tobler die patriarchalen Familiensysteme in ihrer Theorie verankert. Sie werden als unhinterfragbare Form der Erfüllung der Kernaufgaben in schwach kapitalisierten Gesellschaften hingestellt. Dies scheint mir ein Kurzschluss zu sein, denn die männliche Vorherrschaft wird damit nicht als machtgebundene, willkürliche Kulturform verständlich, sondern im Falle der „traditionalen“ Gesellschaften als notwendig erachtet und so gerechtfertigt. Damit hat die Autorin einen Weg gefunden, die breite Diskussion ums Patriarchat einfach zu ignorieren. Unerlässlich schiene mir zum Beispiel, die behauptete hohe Funktionalität der patrilinearen Grossfamilie auf spezielle Typen von Agrargesellschaften zu beschränken, mit Blick auf alle möglichen Formen des Funktionsverlusts und des realen Zerfalls der männerzentrierten Grossfamiliensysteme unter den sich weltweit rapide verändernden strukturellen Bedingungen. Und selbst unter der Voraussetzung einer solchen empirischen Präzisierung darf die allfällig festgestellte wirtschaftliche Funktionalität eines patriarchalen Familiensystems nicht in ein Verbot münden, die Folgen eines solchen Systems für das weibliche Geschlecht zu bewerten. Genau dies geschieht aber, wenn nicht mehr gefragt werden darf, welche sozialen Verhaltensnormen als legitim zu betrachten sind, und welche als willkürlicher Zwang nur einem besonderen Machtinteresse dienen. Denn – und das gilt für alle Gesellschaften – nicht jede Ungleichheit ist gerechtfertigt, nur weil sie im Hinblick auf bestimmte Lebenszwecke für funktional gehalten wird. Und umgekehrt gilt: Nicht jede als verbindlich deklarierte Verhaltensnorm stösst bei den betroffenen Individuen auf eine vorbehaltlose Akzeptanz.

Kultur ist nicht primär vom Strukturwandel abhängig, sondern von den Handelnden

Weil patriarchale Strukturen und Mentalitäten direkt aus den Kernaufgaben abgeleitet werden, stellt sich die Frage gar nicht, weshalb patriarchalische Familienmoral eine so hartnäckige Tendenz hat in Kontexten fortzubestehen, in denen ihre Grundlage – das patrilineare Grossfamiliensystem – sich längst in kleineren Familienformen aufgelöst hat. Die komplementäre Frage in Bezug auf die jüngste westeuropäische Geschichte lautet, wie es möglich war, dass das unter den kapitalistischen Bedingungen sehr lange fortbestehende patriarchale Familienethos seine Vorherrschaft in der öffentlichen Moral innerhalb einer Generation am Ende des 20. Jahrhunderts einbüßen konnte und egalitären Normen weichen musste. Eine vernünftige Erklärung gibt nicht der Strukturwandel alleine, sondern nur im Verbund mit den sozialen Bewegungen von Handelnden, in diesem Falle also vor allem der Frauenbewegung.

„Kulturen“ sind nicht einfach von „Strukturen“ determiniert, sondern immer an *Handelnde* gebunden, welche sich *in und gegen* Strukturen bewegen. Diese Neugewichtung erlaubt es, sowohl das Fortbestehen von „überholten“ kulturellen Komplexen unter den Bedingungen eines beschleunigten Strukturwandels wie auch kulturrevolutionäre Transformationsprozesse besser zu verstehen.

Ein handlungsbezogener Kulturbegriff als Alternative

Zum Schluss möchte ich auf das Konzept der Kernkultur mit einem handlungsbezogenen Kulturkonzept antworten, das in der praktischen Anwendung auf den Integrationskontext den entscheidenden Vorteil hat, nicht pauschalisierend zu wirken. Dieser Kulturbegriff bezieht sich auf die Ebene der *Individuen*, welche von *Gruppenzugehörigkeiten* und von *Institutionen* geprägt

sind und welche in bestimmten sozialen Feldern als *Handelnde* auftreten. Eine entsprechende Definition lautet wie folgt:

Unter „Kultur“ versteht man die kollektiven Standards von Zeichengebräuchen, Normen, Werten und Techniken, die ein Individuum in unterschiedlichen sozialen Kontexten von Institutionen oder Kleingruppen verinnerlicht hat, um die Welt zu deuten, mit anderen zu kommunizieren und zielgerichtet zu handeln.

Der Fokus dieses Kulturkonzepts liegt auf den *handelnden Individuen* mit ihren lebensgeschichtlich erworbenen Fähigkeiten, insofern diese bestimmten *kollektiven Standards* entsprechen. Wichtig ist, dass sich die kollektiven Standards immer auf empirisch beschreibbare kollektive Gebilde beziehen, seien dies *Kleingruppen* (Familien, Nachbarschaften, Peergroups etc.), *soziokulturelle Milieus* (manchmal auch ethnische Milieus), *Institutionen* (öffentliche Verwaltungen, Rechtssysteme, Schulen, Kirchen etc.) oder *Organisationen* (Betriebe, Vereine, Parteien, Massenmedien etc.). Dies im Gegensatz zu Grossgruppen wie Nationen und Ethnien, welche imaginäre Gemeinschaften sind, denen in der Regel gemeinsame kulturelle Standards eher in der politischen Phantasie als in der gelebten Realität zukommen.

Ein Merkmal des handlungsbezogenen Kulturbegriffs ist die Betonung der Perspektive der jeweils Handelnden. Wenn nach der kulturellen Dimension (im Gegensatz zur ökonomischen, politischen, sozialen Dimension) eines Ereignisses gefragt wird, so geht es um die Bedeutung von Zeichen, die Verbindlichkeit von Normen, die Selbstverständlichkeit von Praktiken nicht an-und-für-sich, sondern für die jeweils beteiligten Akteure. Zur Debatte steht das Verhältnis von intersubjektiver Geltung und subjektiver Praxis. Dieser systematische Bezug aufs subjektive Handeln unterscheidet in meinem Verständnis die Perspektive der Kulturanalyse von anderen sozialwissenschaftlichen Ansätzen, welchen es – wie dem Konzept der Kernkultur – darum geht, sogenannte „objektive“ soziale Strukturen oder Systeme zu eruieren. Wo das Konzept der Kernkultur dazu verleitet, Personen aufgrund ihrer Herkunft mit pauschalisierenden kulturellen Zuschreibungen auszustatten, führt der handlungsbezogene Kulturbegriff zu einem nicht abschliessbaren Gespräch über Situationen, Prägungen und lebensgeschichtlichen Veränderungen. Gewiss brauchen wir eine „neue Aufklärung“, – aber keine, die uns noch stärker an Schwarz-Weiss-Schemata bindet, sondern eine, die uns in der Praxis zu einer maximalen Differenzierung befähigt.

Zusammenfassung

Die von Verena Tobler geforderte und für sich auch beanspruchte „neue Aufklärung“ führt in fünf Punkten in die Irre: Erstens sind Grundbedürfnisse und Kernaufgaben eine höchst unsichere, schwankende Grundlage für eine Theorie und zweitens taugt der Gegensatz von Tradition und Moderne nicht, um die Gesellschaften unter den Bedingungen der intensivierten Globalisierung zu analysieren. Sozialwissenschaft hat drittens einer empirischen und nicht einer apriorischen Methode zu folgen. Viertens wird der funktionalistische Ansatz dazu missbraucht, Werturteile abzublocken, und schliesslich ist Moral nicht direkt von gesellschaftlichen Strukturen abhängig, sondern nur vermittelt der handelnden Menschen. Angewandt auf die Integrationsfrage in westlichen Einwanderungsgesellschaften führen die genannten Kurzschlüsse zu einer fatalen Übervereinfachung. Die kulturelle Seite der Integrationsproblematik wird nur noch im Kontrastschema „modern-traditional“ betrachtet, und an die Stelle einer differenzierenden Einschätzung des Einzelfalls tritt dessen wohlmeinende Pauschalisierung. In dieser Wirkung unterscheidet sich der Ansatz von Verena Tobler nicht von den herkömmlichen Ansätzen, die sich auf das gruppenbezogene Kulturkonzept abstützen. Zum Schluss wird mit einem handlungsbezogenen Kulturkonzept auf eine Alternative hingewiesen.